

Book Reviews

Böhle, Ingo: **Private Krankenversicherung (PKV) im Nationalsozialismus.** Unternehmens- und sozialgeschichtliche Studie unter besonderer Berücksichtigung der Deutschen Krankenversicherung AG (DKV). Frankfurt am Main, Mabuse-Verlag, cop. 2003. 312 S. (Mabuse Wissenschaft, 71). € 29.–. ISBN 3-935964-34-X.

Seit einigen Jahren stellt «die Förderung einer kritischen Wirtschaftsgeschichtsschreibung nicht nur eine öffentliche Pflicht, sondern auch ein Gebot der Klugheit» für die Unternehmen dar – so Feldman in seiner 2001 erschienenen Studie über die Allianz-Versicherung im «Dritten Reich». So sind seit den 1990er Jahren zahlreiche in Auftragsarbeit entstandene Darstellungen zur Geschichte verschiedener Banken und Versicherungsunternehmen erschienen, beispielsweise 1995 zur Deutschen Bank und 2002 zu den schweizerischen Versicherungsgesellschaften. Die *Deutsche Krankenversicherung AG (DKV)* beauftragte Ingo Böhle anlässlich ihres 75jährigen Bestehens mit vorliegender Studie (zugleich historische Dissertation an der Universität Hamburg).

Böhle hat nicht nur die Geschichte der DKV, neben der Barmenia, der Vereinigten und der Debeka eine der vier grossen *privaten Krankenversicherungen (PKV)* im «Dritten Reich», erforscht, sondern auch Grundlegendes zur Geschichte der insgesamt sehr wenig erforschten anderen PKV ans Licht gebracht. Dies war für eine bessere Einordnung der DKV in die gesamte Versicherungslandschaft unerlässlich, andererseits wird die Arbeit dadurch unübersichtlich, es finden sich zu viele Details aus der Geschichte der anderen, oft willkürlich ausgewählten Versicherungen. Verwirrenderweise gibt es zwei Resümees: eines für die PKV allgemein und eines für die DKV, die doch ein Teil der PKV ist.

Trotz der Forderungen der Deutschen Arbeitsfront und der SS, das gesamte Krankenversicherungssystem zu verstaatlichen, garantierte der NS-Staat die Existenz der PKV – 1940 erging ein entsprechender Führerbefehl. Der Wettbewerb war durch die Einbindung in ein staatliches Lenkungssystem (*Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung*) und die kriegsbedingten Einschränkungen von Prämien erhöhungen und Kündigungsrecht nur partiell eingeschränkt worden. Die DKV konnte so überdurchschnittliche Zuwachsraten verzeichnen: Die Zahl der Versicherten stieg von 211 000 (1933) auf 758 000 (Ende 1944). Dies konnte durch offensive Mitgliederwerbung, ideologische Anpassungsleistungen und gute persönliche Beziehungen der DKV-Führungsebene zu NS-Funktionären erreicht werden. Es gelangen Gruppenverträge mit NS-Gliederungen (HJ und SA) und der Aufbau von Vertretungen in einigen besetzten Gebieten. Trotz dieser Zuwächse stand die DKV nach 1945 finanziell sehr schlecht da, was vor allem an dem kostspieligen Aufbau eines Versicherungnetzes in den besetzten Gebieten und an den freiwilligen erbrachten, grösstenteils ideologisch bedingten Mehrleistungen (günstigem Ruhetarif für Wehrmachtsange-

hörige oder der Bezahlung von «Wochenhilfen») lag. Auch stimmten die staatlichen Kontrollgremien während des Krieges nicht immer den notwendigen Prämien-erhöhungen zu, um die Bevölkerung nicht zu verstimmen.

Während Böhle für die PKV insgesamt einen «fundamentalistischen Antisemitismus» konstatiert, der hier deutlicher als in anderen Versicherungszweigen vorhanden war, so behandelte die DKV ihre jüdischen Versicherten eher im Hinblick auf die eigene Gewinnmaximierung und bemühte sich nach der «Machtergreifung» nicht sofort um die Auflösung der Verträge. Dennoch betrieb die DKV den Ausschluss jüdischer Versicherter in vorauseilendem Gehorsam: Als sie 1940 von staatlicher Seite dazu aufgefordert wurde, hatte sie kaum noch jüdische Kunden. Es wäre möglich und auch wettbewerbskonform gewesen, darüber hinaus Juden zu versichern – wie die Barmenia und die Vereinigte. Nach 1945 behauptete die damalige Generaldirektion hingegen, die DKV wäre die einzige Versicherung gewesen, die im «Dritten Reich» bis zum Verbot weiterhin Juden versichert hätte.

In einer Studie, die sich vor allem zum Ziel gesetzt hat, die politischen Verflechtungen der DKV mit dem NS-Regime in den Blick zu nehmen, hätte man sich mehr über den Umgang der DKV mit den Zwangssterilisierungen gewünscht. Es ist lediglich die Rede davon, dass der PKV-Verband die Übernahme der Kosten für die Unfruchtbarmachung empfahl, was anscheinend in der Praxis nicht immer geschah.

Bernd Grün, Tübingen (D)

Carter, K. Codell: **The Rise of Causal Concepts of Disease: Case Histories.** Aldershot, Ashgate, 2003. 237 p. (The History of Medicine in Context). \$ 114.95; £ 60.–. ISBN 0-7546-0678-3.

Die Geschichte der Dialoge zwischen Medizingeschichte und Wissenschaftsphilosophie ist lang und fruchtbar. In Büchern wie Lester Kings *Medical Thinking* oder Karl-Eduard Rothschuhs *Konzepte der Medizin* dokumentiert sich ein Verständnis der Medizingeschichte als Theorie der Medizin. Bei anderen Autoren wie Ludwik Fleck etwa wurde Medizinhistorisches gar zum Material, von dem aus wissenschaftsphilosophische Überlegungen entwickelt werden. Man wird dem vorliegenden Buch K. Codell Carters, das die Geschichte kausaler Erklärungsmodelle für Krankheiten zum Gegenstand hat, am ehesten gerecht, wenn man feststellt, dass es von beiden Varianten der Verbindung von Medizingeschichte und Philosophie etwas hat. Mit dem zweiten Ansatz teilt es die ambitionierte, in diesem Falle in der Tradition des logischen Empirismus entwickelte Fragestellung nach der Entwicklung des Kausalitätsbegriffs in der Medizin im Rahmen eines über 100 Jahre sich erstreckenden Forschungsprogramms. Im Sinne des ersten Ansatzes bietet Carter eine strukturierte und durch ihre Breite beeindruckende Revue der Entwicklung ätiologischer Erklärungen in der Medizin der Moderne.

Nun ist die zunehmende Bedeutung ätiologischer Erklärungen innerhalb der Medizin des 19. Jahrhunderts bekannt, und Carter selbst hat durch seine klassischen Aufsätze etwa über die Kochschen Postulate viel dazu beigetragen, die philosophischen Zusammenhänge der «laboratory revolution» der Medizin aufzuhellen. Glück-

licherweise ist Carters Buch weit mehr als eine Zusammenfassung seiner zahlreichen Aufsätze der vergangenen Jahrzehnte. Statt dessen schildert der Autor an Beispielen von der klinischen Medizin des frühen 19. Jahrhunderts bis zur Virologie des 20. Jahrhunderts Entwicklung und Veränderung des medizinischen Verständnisses von Krankheiten. Zwischen 1830 und 1880, so Carter, reorganisierte sich die Medizin um eine Theorie natürlicher, notwendiger und universeller Ursachen. Dieser Prozess, der gemeinhin mit der bakteriologischen Erklärung der Infektionskrankheiten und Namen wie Klebs, Koch, Lister oder Pasteur assoziiert wird, gründet aber, so Carter, nicht primär in Mikrobiologie, sondern in der Formulierung von Modellen auf der Basis notwendiger Kausalität zwischen Ursachen und Wirkungen sowie der Annahme, dass diese Ursachen natürliche, also in der Regel organische sind. Als entscheidender Schritt erscheint hier Ignaz Semmelweis' ätiologische (aber nicht mikrobiologische) Charakterisierung des Kindbettfiebers von 1846. Sie präsentierte ein Erklärungsmodell, das dann später mit Edwin Klebs und Robert Koch als bakteriologisches weiterentwickelt wurde. In der Darstellung erweist sich dieser Ansatz als nützlich, und Carters Buch bietet eine durch ihren Reichtum beeindruckende Revue seines Gegenstandes, wobei sich der Verfasser in der Behandlung der klinischen Medizin der 1840er Jahre als ebenso kompetent erweist wie in der Geschichte der Psychoanalyse, der Virologie des 20. Jahrhunderts oder in Diskussionen über die Ätiologie von Vitaminmangelkrankungen.

So beeindruckend der Quellenreichtum und die Belesenheit Carters sind, so ist doch nicht zu übersehen, dass seine Deutung der Neueren Medizingeschichte – und um nichts Geringeres geht es – um den Preis einer gewissen Einseitigkeit erzielt wird. Ob es sich um Jacob Henles Pathologie, Thomas Rivers Virologie oder die Kochschen Postulate handelt, zur Sprache kommen im Grund nur die explizit auf Kausalitätsfragen hin gerichteten Äusserungen der betreffenden Autoren. Ihre Verbindung im Rahmen des erwähnten Forschungsprojektes erscheint damit sehr viel stärker, als wenn man auch die medizinische Praxis oder die materiale Kultur medizinischen Forschens an unterschiedlichen Zeiten und Orten in Rechnung stellen würde. Der historische Gegenstand des kausalen Argumentierens, den etwa Michael Worboys in «Spreading Germs» als ein loses und weitgehend durch Umstände und Absichten seines Gebrauches bedingt erklärt hat, wird bei Carter wieder in den Rang eines strengen, kohärenten Forschungsprogramms (zurück-)versetzt. Insbesondere der Aufstieg der bakteriologischen Erklärung der Infektionskrankheiten, der in der Historiographie des letzten Jahrzehntes als ein heterogener und durch Ungleichzeitigkeiten geprägter Prozess erschienen ist, ist bei Carter wieder monolithisch, im Sinne eines sich über Personen, Orte und Zeiten hinweg perpetuierenden Forschungsprogramms. In seiner Auffassung der historischen Bedeutung der bakteriologischen Erklärung der Infektionskrankheiten setzt sich Carter sehr deutlich von Autoren ab, die wie etwa Michael Worboys ihre Unschärfe und kommunikative Funktion betonen oder, wie der Verfasser dieser Zeilen, ihre Abhängigkeit von der materialen Kultur des Labors in den Blick nehmen. In der Tat liesse sich zum Beispiel fragen, ob der gewählte Zugang über explizite theoretische Argumente bei einem Autor wie Robert Koch nicht irreführend ist. Aussagen dieser Art blieben bei dem Bakteriologen überaus selten, gerade auch im Verhältnis zu den häufig ausgedehnten Erörterungen der Untersuchungstechnik. Zudem waren Kochs Ansichten über Ätiologien sehr schwankend und erkennbar eher durch den Untersuchungsgegenstand als durch theoretische

Vorannahmen geprägt. Was er, wie das Tierexperiment mit «Reinkulturen», bei der Tuberkulose für unabdingbar hielt, erklärte er bei nächstbestener Gelegenheit, sprich im Falle der Cholera, für verzichtbar. Ob es erhellend ist, seine Arbeiten über Krankheitsverursachungen als Belege eines Lakatoschen Forschungsprogramms aufzufassen, darf mithin bezweifelt werden.

Man tut der souveränen und materialreichen Darstellung keinen Abbruch, wenn man festhält, dass sie sich in einen gewissen Gegensatz zu den meisten derzeit gängigen Deutungen der Geschichte des medizinischen Denkens im 19. Jahrhundert setzt beziehungsweise viele neuere Interpretationen schlicht ignoriert. In gewisser Weise ist es gerade das, was sie lesenswert macht, denn Carter weiss seine Argumente ausführlich, materialreich und im Rahmen seines Ansatzes auch überzeugend zu entwickeln – auch wenn der Ansatz als solcher für die meisten Medizinhistoriker mittlerweile ein Fall fürs Archiv ist. In diesem Sinne hat Carter sich allerdings mit seinem Nachwort keinen Gefallen getan. Hier erklärt er die seiner Ansicht nach relativistische Deutung der Geschichte der Pasteurschen Mikrobiologie durch Bruno Latour in einer an die unseligen «science wars» erinnernden Weise für rhetorische Taschenspielertricks («We are not talking here about hula-hoops», S. 197). Derartige Formulierungen sind weit unter dem sonstigen Niveau des Textes und öffnen Einblicke in Ressentiments des Verfassers, auf die der Rezensent gerne verzichtet hätte.

Christoph Gradmann, Heidelberg (D)

Coffin, Jean-Christophe: **La transmission de la folie, 1850–1914**. Paris, L'Harmattan, 2003. 286 p. (L'histoire du social). € 23.–. ISBN 2-7475-4696-9.

L'intérêt porté par la communauté aliéniste française de la seconde moitié du XIX^e siècle à la question de l'hérédité ne suivit pas un cheminement linéaire. La place grandissante accordée au déterminisme héréditaire au cours du XX^e siècle et l'essor conjoint de la génétique psychiatrique comme science institutionnalisée ont contribué à occulter les revirements notables de conjoncture qui ont accompagné la diffusion de la notion de dégénérescence et d'hérédité à la fin du XIX^e siècle. Si la référence à l'œuvre du médecin d'asile d'aliénés, Bénédict-Augustin Morel, est aujourd'hui récurrente pour expliquer le rôle joué par ces notions, l'impact de cette œuvre n'a pas encore été analysé minutieusement dans la phase précoce de sa parution. C'est à cette tâche que s'attelle Jean-Christophe Coffin, chercheur rattaché au Centre Alexandre-Koyré d'histoire des sciences et des techniques de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales, dans un ouvrage consacré à la diffusion de la conception élaborée par Morel sur la dégénérescence et la transmission héréditaire de la folie. Coffin revient sur les origines de cette conception et se montre soucieux de l'étudier comme «un objet d'histoire des sciences médicales». Son objectif premier est ainsi de mettre en lumière la place qui fut réservée à cette conception au sein des débats entre aliénistes et non d'élargir le champ des connaissances déjà notables sur son impact culturel et social.

Après avoir rappelé les lignes directrices de la théorie de la dégénérescence élaborée par Morel dans son «traité des dégénérescences intellectuelles, physiques

et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades» paru en 1857 et avoir dégagé le caractère profondément innovant de la transposition de cette théorie aux phénomènes mentaux dans le «traité des maladies mentales» de 1860, Coffin distingue quatre grandes phases dans la diffusion de la notion de dégénérescence au sein des milieux aliénistes français. Dans les années suivant la parution des deux traités, les réactions, à la fois peu nombreuses et mesurées, restèrent confinées au domaine médical. Quant aux aliénistes, ils ne cherchaient pas encore, au-delà de la simple affirmation du rôle joué par l'hérédité, à intégrer cette notion dans leurs classifications nosologiques. A partir des années 1870, les idées de Morel et le principe de la folie héréditaire comme entité nosologique spécifique commencèrent à se propager durablement. Le processus de diffusion de la théorie de la dégénérescence ne fut cependant pas sans introduire des transformations importantes sur la doctrine initiale. La première décennie de la III^e République, au cours de laquelle de nombreuses interprétations virent le jour, connut une nouvelle conception de la dégénérescence perçue alors par certains aliénistes comme une altération aboutissant à un amoindrissement des fonctions vitales de l'organisme pouvant même conduire, pour certains, à la mort de l'individu ou de la race. Le milieu des années 1880 fut marqué par l'inflation des travaux sur la dégénérescence et l'augmentation de la place prise par les dégénérés dans les études menées sur la pathologie mentale. Dans ce contexte, l'aliéniste parisien Valentin Magnan s'imposa comme le spécialiste de la question de la dégénérescence. Cependant, si sous son influence l'hérédité envahit alors l'ensemble de l'étiologie générale des folies, les milieux aliénistes ne purent s'accorder sur la pertinence du «malade dégénéré» comme entité nosologique. En 1889, la dénomination de «folie héréditaire» ne fut pas intégrée dans le classement des maladies mentales voté par le congrès de médecine mentale réunissant aliénistes européens et américains. Dans les années 1890, le déterminisme perdit alors de son aura au profit de modèles d'interprétation psychologique. La notion de dégénérescence était néanmoins toujours présente dans les débats, alimentant les réflexions eugénistes du début du XX^e siècle en devenant le nouveau paradigme de l'analyse sociale.

L'étude de Jean-Christophe Coffin contribue à combler un déficit réel des connaissances relatives à la diffusion précoce de l'œuvre inédite de Bénédicte-Augustin Morel dans la seconde moitié du XIX^e siècle. L'objet d'étude reste cependant restreint dans la mesure où Coffin se concentre exclusivement sur les débats savants dans les milieux aliénistes français. S'attachant essentiellement à la dimension intellectuelle de la diffusion de l'œuvre de Morel, il ne cherche pas à dégager les répercussions des innovations proposées par Morel sur la pratique psychiatrique de l'époque aussi bien dans le domaine diagnostique que thérapeutique. Par ailleurs, il ne dépasse pas la perspective nationale française et ne confronte pas ses analyses avec les résultats de travaux récents sur la réception de l'œuvre de Morel dans d'autres pays européens, notamment en Allemagne.

Anne Cottebrune, Gießen (D)

Fresquet Febrer, José L.: **Juan Fragoso y los «Discursos de las cosas aromáticas ...» (1572)**. [Valencia], Univ. de Valencia, Fundación Marcelino Botín, 2002. 1 CD. (Clásicos españoles de historia de la medicina y de la ciencia). € 23.44. ISBN 84-370-5337-4.

L'ouvrage de Juan Fragoso (Tolède, 1530–Madrid, 1597) – rédigé en espagnol, de même que l'apparat critique – n'est pas un chef-d'œuvre de l'histoire de la botanique. De petite dimension, il ne comporte en outre aucune illustration, bien qu'en pourvoir les ouvrages fût en usage dans les travaux du genre depuis les années 1530. Il reste néanmoins un témoin intéressant de l'histoire naturelle, lorsqu'on le replace dans le contexte d'effervescence que l'on observe autour de l'histoire naturelle dès les années 1530. Sa forme modeste ne lui permet pas de soutenir la comparaison avec les sommes botaniques prestigieuses, richement illustrées de gravures parfois colorées à la main, pour les exemplaires destinés à des personnages importants¹. En ce deuxième tiers du XVI^e siècle, l'édition des ouvrages naturels a donc ses canons précis: hormis les grandes synthèses comme celle, presque contemporaine, de Jacques Dalechamps², il existe une multitude d'éditions de second rang, parfois illicites, parmi lesquelles on distingue le résumé ou «epitomé» du simple livre d'images, souvent de petit format et de facture médiocre. En ce qui concerne les livres traitant des animaux, on peut voir dans ces éditions secondes, qui suivent les sommes parues au milieu du siècle³, une sorte d'effet de mode: la qualité des gravures et la diversité des espèces représentées satisfont l'intérêt d'un public difficile à cerner, sans doute des bourgeois soucieux de se constituer une bibliothèque qui rassemble des curiosités.

Les petits traités de botanique ont un usage un peu différent: manuels pratiques, ils s'adressent sans doute à des apothicaires chargés d'exécuter des ordonnances ou à des étudiants en médecine peu fortunés, par ailleurs grands acheteurs de traités d'anatomie de la même veine. Les auteurs de ces manuels de botanique vantent même parfois la taille réduite de leurs ouvrages, qui en fait d'agréables outils de référence pour identifier les plantes lors des expéditions sur le terrain. *Los discursos de las cosas aromáticas* s'inscrivent parfaitement dans cette ligne: ils consistent en un petit répertoire disposé selon l'ordre alphabétique, et se veulent peu encombrants et d'usage commode.

Il faut saluer comme il se doit leur édition par J. L. Fresquet Febrer, tant pour sa richesse que pour sa présentation très facile d'utilisation: le texte de Fragoso est accompagné d'un index déroulant qui permet d'accéder aux diverses parties de l'ouvrage (dédicace, sommaire et texte) et de consulter directement chacune des notices consacrées aux diverses substances. Le texte est précédé d'une longue introduction de 150 pages clairement disposées et dont les notes, présentées en regard de chaque page, sont facilement accessibles. Précisons qu'on retrouve également un index de consultation dans l'introduction. Cette dernière commence par quelques explications qui replacent la parution de l'ouvrage dans le contexte de l'humanisme espagnol, de la diffusion des travaux botaniques dans la péninsule Ibérique et de l'exploitation,

1 Par exemple Fuchs, Leonhart, *De historia stirpium commentarii insignes. Adjectis earundem vivis, et ad naturae imitationem artificiose expressis imaginibus*, Bâle, 1542.

2 *Historia generalis plantarum*, Lyon, G. Rouillé, 1586.

3 Pour les poissons, les ouvrages de Guillaume Rondelet, pour les poissons et les oiseaux, ceux de Pierre Belon, et pour l'ensemble des animaux, les énormes *Historiae animalium* de Conrad Gesner.

vieille de quelques décennies déjà, des richesses du Nouveau-Monde. Fresquet Febrer expose ensuite les trois grandes étapes dans l'introduction de la «*materia medica*» du Nouveau-Monde en Europe, à partir du premier tiers du XVI^e siècle: une première phase descriptive désordonnée s'échafaude sur les notices disparates des voyageurs, comme Fernández de Oviedo. Une seconde phase s'étend de 1571 à 1577. Elle correspond à la première expédition «scientifique» espagnole, dirigée par Francisco Hernández et destinée à faire un travail de recensement des richesses de l'Amérique espagnole en matière de «simples». Hernández ramènera les descriptions d'environ 3000 plantes et 1000 animaux, mais ce travail demeurera impublié du vivant de l'auteur, mort en 1587. Les retombées de cette phase se feront donc sentir seulement au cours du XVII^e siècle. Enfin la dernière phase, qui se prolonge jusqu'à la fin du XVI^e siècle, voit l'apport de divers récits illustrés d'expéditions dans les Amériques.

La suite de l'introduction traite directement des *Discursos*, en commençant par une courte biographie de leur auteur. Juan Fragoso, né à Tolède en 1530 et mort à Madrid en 1597, devient bachelier en médecine à Alcalá, en 1570, et se tourne vers la pratique de la chirurgie. Sa réputation devient telle qu'il exercera à la cour de Philippe II. Il est l'auteur de plusieurs traités de chirurgie, mais aussi de botanique. Les *Discursos* sont un résumé qui s'inspire de deux autres traités plus volumineux de Garcia da Orta et de N. Monardes⁴. Fragoso y rassemble les descriptions de 132 produits, dont 109 plantes. Sur le total, 79 produits sont originaires des Indes orientales, 48 des Indes occidentales et le reste de divers pays européens, dont l'Espagne. Par la suite, J. L. Fresquet Febrer expose très bien les intérêts de l'ouvrage et son rôle dans la propagation de la connaissance des plantes américaines en Europe. Il commente également le contenu des chapitres de Fragoso, consacrés surtout à la nomenclature, à la description, aux propriétés, aux usages et aux falsifications des divers simples.

La fin de l'introduction de J. L. Fresquet Febrer (p. 19–132) présente de remarquables notices parfois illustrées, calquées sur l'ordre des substances décrites par Fragoso, et qui offrent une mise au point sur l'identité scientifique, la nomenclature, la provenance, les usages pharmaceutiques et le commerce de chaque produit. L'introduction est conclue par une petite bibliographie spécifique, dans laquelle manquent peut-être quelques références importantes de l'histoire de la botanique⁵.

Fort de cette riche introduction, le document édité par J. L. Fresquet Febrer est un modèle du genre. Il offre non seulement des clés de lecture d'un petit ouvrage relativement difficile d'accès, mais aussi de précieux renseignements, à la fois scientifiques et historiques, intéressant l'histoire des sciences de l'Europe dans son ensemble.

Philippe Glardon, Chexbres

4 *Coloquios de los simples e drogas*, 1563 et *Dos libros: el uno trata de todas la cosas ... [...] El altro trata de las dos medicinales maravillosas ...*, 1565. Voir les références de la bibliographie de J. L. Fresquet Febrer.

5 Les travaux de Jerry Stannard ou de Karen Reeds, par exemple.

Kühlmann, Wilhelm; Telle, Joachim (Hrsg.): **Der Frühparacelsismus**. Zweiter Teil. Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 2004. XI, 1090 S. (Corpus Paracelsisticum, 2) (Frühe Neuzeit, 89). € 162.–. ISBN 3-484-10830-4.

Die beiden Autoren legen erneut einen umfangreichen Band zur Geschichte des Frühparacelsismus vor. Die auf vier Bände veranschlagte Reihe greift auf bisher wenig oder nicht beachtete Texte aus der Zeit vor 1600 zurück, die sich aus Widmungsschreiben, Buchvorworten und ungedruckten Briefen früher Paracelsisten zusammensetzen. Es eröffnen sich dadurch ungeahnte Einblicke in die Vorstellungen, Maximen und in das mannigfaltige Beziehungsgeflecht, das den Paracelsismus als Oppositions- und Reformbewegung erkennen lässt. Den Repräsentanten der Bewegung ging es nicht nur um die editorische Sicherung und Verbreitung der weitverstreuten Paracelsus-Texte, sondern auch um deren Deutung als Grundlage zu einer alternativen Wissenschaftspraxis. Ein charakteristisches Merkmal war die Idealisierung der Person des Paracelsus als mythenhafte Gründer- und Leitfigur mit sagenhaften Heilerfolgen, hochstilisiert zum modernen Herold einer hermetisch gefärbten alchemischen Tradition. Das Ziel war letztlich eine gegen Aristotelismus und Galenismus gerichtete Revision der naturkundlichen Wissenschaftsmethode. Weitere Inhalte der paracelsistischen Diskurse betrafen die Auseinandersetzung mit einer bald einsetzenden, breitabgestützten heftigen Reaktion im Sinne eines Antiparacelsismus wie auch die Vereinnahmung des Gedankenguts des Paracelsus durch religiöse, naturtheologische, theosophische und sogar antikonfessionalistische und somit als ketzerisch empfundene Strömungen. Der frühe Paracelsismus wurde vorwiegend geprägt durch die drei oberrheinischen Gründerfiguren und Paracelsus-Editoren Adam von Bodenstein, Michael Toxites und Gerhard Dorn. Während die Textdokumente des ersten Bands des Corpus Paracelsisticum vorwiegend auf Bodenstein zurückgehen, befasst sich der zweite hauptsächlich mit Toxites und Dorn. Gerade Dorn zeigte den Weg zu einer spirituell-spekulativen Überhöhung der paracelsischen Alchemie mit der Einmündung in theolalchemische Strömungen und das Rosenkreuzertum. Andere hier zur Sprache kommende Paracelsisten sind Georg Fedro, Marcus Ambrosius, Laurentius Span, Balthasar Flöter, Gallus Etschenreutter, Bartholomäus Scultetus, Theodor Zwinger und der Verleger Pietro Perna. Der geplante dritte Band wird den bedeutsamen schlesischen Paracelsistenzirkel beleuchten, der mit seiner Hinwendung zu religiösen Fragen auf Jakob Böhme und damit auf die gesamten späteren spiritualistischen und pietistischen Strömungen ausstrahlte. Frühe Beziehungen zwischen dem oberrheinischen und dem schlesischen Paracelsismus lassen sich bereits im vorliegenden zweiten Band erkennen. Viele der vorgestellten Texte sind Potentaten wie beispielsweise August von Sachsen gewidmet, was aufzeigt, wie die Paracelsisten nach dem Bruch mit der universitären Medizin und der Vertreibung von den Fakultäten zunehmend Anerkennung bei den Höfen suchten.

Die Autoren betonen, dass sie mit den Texten des Corpus Paracelsisticum lediglich Bausteine für eine noch zu schreibende kulturgeschichtliche Gesamtdarstellung des Paracelsismus zur Verfügung stellen. Die Bezüge im frühen Paracelsismus sind so mannigfach und komplex, dass das vorhandene Material zunächst einigermaßen erschöpfend zusammengestellt, ediert und kommentiert werden muss, bevor die weitere Forschung überhaupt zu einer Gesamtschau führen kann. Dieser bereits gewaltigen Teilaufgabe haben sich die Autoren mit dem Corpus Paracelsisticum

verschrieben. In die weiteren Betrachtungen müsste natürlich die inhaltliche Auseinandersetzung mit den zahlreichen paracelsistischen und antiparacelsistischen Traktaten einfließen, was hier noch nicht erfolgen konnte. Hinzu kommen noch viele, weitgehend unerschlossene handschriftliche Abhandlungen zum Paracelsismus und brachliegende Briefkorpora. Im Vorliegenden sind die Einzeltexte wiederum chronologisch aufgeführt. Sie erfahren nötigenfalls eine Übersetzung aus dem Lateinischen, werden in Regesten zusammengefasst und mit einem ausführlichen Sachkommentar versehen. Die Verfasser wie auch die Adressaten der Texte werden biographisch erfasst und gewinnen damit an Farbe. In Exkursen und Gesamtwürdigungen wird der grössere Zusammenhang immer wieder gewahrt. Aus dem Gesagten wird klar, dass der Leser, trotz der nicht zu knapp bemessenen Einführung, keine linear zu konsumierende Geschichte des Frühparacelsismus erwarten darf. Um der Materie gerecht zu werden, war eine multidimensionale Anlage des Werks unabdingbar. Der Forscher wird jedoch mit einer Fülle von Informationen belohnt, die seine spezifischen Fragestellungen befriedigen mögen.

Urs Leo Gantenbein, Zürich

Leiß, Pekka: **Die aristotelische Lehre von der Zeit**. Ihre Aporien und deren Auflösung. Trier, Wissenschaftlicher Verlag Trier, cop. 2004. 192 S. (Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption. AKAN-Einzelschriften, 5). € 19.50. ISBN 3-88476-680-5.

Die Studie geht auf eine Kieler Dissertation zurück, die sich mit der Aristotelischen Zeittheorie aus der *Physik* auseinandersetzt. Sie versucht zu zeigen, dass deren berühmt-berüchtigte Aporien nur entstehen konnten, weil Aristoteles die Zeit zu Unrecht für etwas Einheitliches gehalten habe. In Wahrheit müssten zwei Zeitbegriffe unterschieden werden: Lagezeit und Modalzeit. Gemeint ist der Unterschied zwischen den Zeitrelationen «früher», «gleichzeitig» und «später» und den Zeitmodi «vergangen», «gegenwärtig» und «zukünftig». Aristoteles versuche wiederholt, «modale Aspekte der Zeit auf die von ihm adäquat erfasste lagezeitliche Uhrzeit zurückzuführen». Dabei komme es zu einem «Vermischen von Lage- und Modalzeitlichem», das ihn in zahlreiche Aporien führe (S. 7). Eine Auflösung der Aporien werde erst möglich, wenn man sie anhand des differenzierten Zeitbegriffs analysiere, was von der Aristoteles-Forschung bislang versäumt worden sei.

Der Verfasser erläutert den differenzierten Zeitbegriff ausführlich (S. 9–95). Für die Lagezeit bezieht er sich auf Leibniz, der sie als Ordnung des nicht zugleich Existierenden betrachtet. Für die Modalzeit verweist er auf Heidegger, der die «vulgäre» Zeit einer blossen Jetztfolge in der ekstatischen Zeitlichkeit des menschlichen Daseins fundiert, und auf Hermann Schmitz, der die Unabhängigkeit der Modalzeit von lagezeitlicher Sukzession betont. Im Zentrum steht die Auffassung, dass die Lagezeit Modalzeit voraussetze, weil die Ordnung von Zeitpunkten nach früher und später nur dann zirkelfrei zu erläutern sei, wenn Ereignisse als zugleich gegenwärtig erlebt werden könnten (S. 36, 61). Umgekehrt sei das Erleben der modalzeitlichen Einteilung von der lagezeitlichen Ordnung unabhängig. Und deshalb handele es sich überall dort, wo von Platon bis McTaggart mit einer Sukzession

der Zeitmodi gerechnet werde, nach der Vergangenheit früher und Zukunft später als Gegenwart sei, um eine modale Lagezeit, die eine kritikwürdige Vermischung beider Zeitbegriffe darstelle.

Der Fluss der Zeitmodi wurde häufig als widersprüchlich kritisiert, um Zeit insgesamt als widersprüchlich zu erweisen oder um die Priorität der Zeitrelationen nachzuweisen. Von dieser Kritik distanziert sich der Verfasser, indem er zu Recht darauf verweist, dass die Modalzeit in gewisser Hinsicht konstitutiv für die Lagezeit ist (S. 89). Ausserdem räumt er ein, dass wir Uhren nur verwenden und eichen können, indem wir «modale Schichten in die Sukzessionsstruktur der Lagezeit projizieren» (S. 133). Man fragt sich allerdings, wieso eine solche Verständnis ermöglichende «Projektion» eine kritikwürdige Vermischung sein soll. Es ist sicher richtig, dass sich Zeitmodi und Zeitrelationen nicht aufeinander reduzieren lassen. Dennoch dürfte ihre Verbindung enger sein, als der Verfasser suggeriert, um die Aristotelischen Aporien als Scheinprobleme zu entlarven. Besonders unbefriedigend ist dies bei der zentralen Aporie, nach der das Jetzt weder immer ein anderes noch immer dasselbe ist, weil es weder vergehen noch bleiben kann. Natürlich lässt sich diese Aporie vermeiden, indem man das Jetzt von allen modalzeitlichen Aspekten befreit (S. 160). Denn die lagezeitliche Differenz von Zeitpunkten liegt in ihrer relativen Ordnung, die eine prozessunabhängige Stabilität besitzt. Wird diese Ordnung bloss vorausgesetzt, bleibt jedoch offen, wie es zu ihr kommt. Aristoteles geht davon aus, dass sie durch Prozesse entsteht, die in einer wahrnehmbaren Gegenwart ablaufen. Und wenn dies so ist, scheint es unabdingbar, Lagezeit und Modalzeit zu verbinden. Nach Aristoteles kann das Jetzt zwar weder vergehen noch bleiben, wohl aber ist es einerseits immer wieder ein anderes und andererseits immer dasselbe, weil die verschiedenen Zeitpunkte, die wir im Ablauf von Prozessen unterscheiden, immer durch dieselbe Operation einer gegenwärtigen Grenzziehung bestimmt werden. Dabei hat er die Differenz zwischen ausgedehnter Gegenwart und gegenwärtigem Zeitpunkt wohl zuwenig berücksichtigt. Seine Auflösung dieser Zeitaporie besitzt aber keine aporetische Struktur, die auf eine Vermischung von Zeitrelationen und Zeitmodi zurückgehen würde. Wer sich an ihre schematische Trennung hält, wird dem Erklärungspotential der Aristotelischen Theorie nicht gerecht.

Walter Mesch, Heidelberg (D)

Mayer, Ruth; Weingart, Brigitte (Hrsg.): **Virus**. Mutationen einer Metapher. Bielefeld, Transcript, cop. 2004. 316 S. Ill. (Cultural studies). € 26.–. ISBN 3-89942-193-0.

Der Band geht auf ein im Januar 2002 abgehaltenes Symposium «VIRUS!» im Forum der Kunst- und Ausstellungshalle Bonn zurück. Dies merkt man den 14 Beiträgen formal und auch inhaltlich insofern an, als es sich grösstenteils um Arbeiten handelt, die von ihren Autorinnen und Autoren andernorts bereits publiziert und nun für diesen Band neu konfektioniert wurden. Die Artikel sollen hier nicht einzeln vorgestellt werden. Insgesamt geht es kaum um Viren als biologische Phänomene, sondern um den öffentlichen und medialen Diskurs über Viren. Wesentlich hierfür sind die Bilder, die von den mit Viren befassten (Natur-)Wissenschaften verwendet werden, um ihren Forschungsgegenstand «sichtbar» und «vorstellbar» zu machen. Hieran anschliessend

erörtern mehrere Beiträge Aspekte einer Kulturgeschichte des Virus als Metapher für die Risiken, Konflikte und Grenzflächen der Informationsgesellschaft. In dieses Bild gehören die Aidsepidemie im südlichen Afrika ebenso wie das Phänomen des Computervirus und Einblicke in gegenwärtig populäre Science-fiction-Romane über Biowaffenattentate oder die Gefahren der Nanotechnik. Hinzu kommen Übersichten über populäre Verschwörungstheorien, etwa über Entstehung und Verbreitung von Aids. Eine medizinhistorische Perspektive ergibt sich, indem die Imaginationen von Krankheitserregern als «Feinde» und «Eindringlinge» in einen geschichtlichen Kontext gestellt werden. Die Linie lässt sich weit in die abendländische Geschichte zurückverfolgen und reicht bis hin zur Attischen Pest in der Schilderung des Thukydides (hartnäckig ist im vorliegenden Buch vom «peleponnesischen» Krieg die Rede). Die naturwissenschaftliche Medizin der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bediente sich mit Vorliebe kriegerischer Metaphern; in der NS-Medizin ging man, so im Osten hinsichtlich des Fleckfiebers, von der Bekämpfung der Erreger zu derjenigen der Erregerträger, das heisst der Kranken über. Originell ist der Aufsatz von Ph. Sarasin («Anthrax als Medienvirus») über die (nur) fünf mit Anthrax vergifteten Briefe in den USA im Herbst 2001 und deren gewaltige Wirkung. Der Unterschied zwischen dem medizinisch-pathologischen Phänomen einer Milzbrandinfektion (die ja vereinzelt stattgefunden hat) und dem «imaginären» Anthrax, dem medialen und politisch wirkmächtigen Bild der Seuchenbedrohung, wird überzeugend herausgearbeitet. Sheldon Watts skizziert die Geschichte der Pocken, insbesondere ihre letztlich wohl unbestreitbare, gleichwohl umstrittene Rolle in der Ausrottung der indianischen Urbevölkerung Amerikas. Whatts schlägt sodann einen Bogen von den Implikationen einer staatlichen Pockenimpfung im 19. Jahrhundert zu den Horrorszenerarien der amerikanischen Regierung bezüglich eines vermeintlich drohenden Pockenangriffs nach dem 11. September 2001. Es überrascht nicht, dass ein Band mit einem derart breitgefächerten Themenspektrum kein Register aufweist. Ungeachtet zahlreicher Wiederholungen und Überschneidungen handelt es sich gleichwohl um ein anregendes Buch. Das mediale Bild der Virusgefahr, in den westlichen Gesellschaften regelmässig und in immer schnellerer Folge aktiviert, wird in seinen vielfältigen Aspekten dargestellt.

Karl-Heinz Leven, Freiburg im Breisgau (D)

Meier, Mischa: **Das andere Zeitalter Justinians.** Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, cop. 2003. 739 S. (Hypomnemata, 147). € 112.–. ISBN 3-525-25246-3.

Nicht jede(r) Medizinhistoriker(in) dürfte spontan den Zusammenhang zwischen dem Kirchenfest der Hypapante und der Seuchengeschichte benennen können. Die Hypapante (griech. «Begegnung», im Westen als «Mariä Lichtmess» bekannt) wurde durch Justinian im Pestjahr 542 verlegt, der Charakter wandelte sich zu einem Marienfest mit Busscharakter. Das hier anzuzeigende Buch steht in seinem Bereich einzig da: Selten findet man ein Werk mit einem derartig umfassenden Anspruch, der tatsächlich auch eingelöst wird. Justinian ist derjenige byzantinische Kaiser, der ausserhalb der Byzantinistik am bekanntesten ist. In seine lange Regierungszeit

(527–565 n. Chr.) fallen die Rückeroberung weiter Teile des Weströmischen Reiches, einschliesslich des Sieges über die Ostgoten in Italien, der Bau der Hagia Sophia, die Rechtskodifikation des *Corpus Iuris Civilis* – aber auch die grosse Pest (seit 541/42), die später «Justinianische» Pest genannt wurde. Der Titel des Buches benennt das «andere» Zeitalters Justinians, was eine feinsinnige Anspielung enthält: Zum einen kontrastiert es zu dem von Justinian – bis zum Beginn der 540er Jahre – in seiner Gesetzgebung selbst entworfenen optimistischen Bild eines neues Zeitalters. Zum anderen spielt der Titel auf das 1960 erschienene «Zeitalter Justinians» von B. Rubin an. Das (nicht abgeschlossene) Werk Rubins wird durch Meiers Studie in wesentlichen Aspekten ersetzt: Auch hier ist nun das «andere» Zeitalter angebrochen. Meier wählt einen mentalitätsgeschichtlichen Zugang, der die traditionelle politikgeschichtliche Betrachtung entscheidend ergänzt. Seine zentrale, von der Forschung in dieser Form bislang nicht gesehene Fragestellung lautet, wie die seit den 540er Jahren gehäuft auftretenden «Kontingenzen», das heisst Katastrophen (insbesondere Naturkatastrophen wie Erdbeben, Vulkanausbrüche, Sonnenfinsternisse, Kometen und die grosse Pest), das Lebensgefühl der Zeitgenossen beeinflussten und wie Justinian die Erwartungen und Ängste seiner Untertanen aufnahm, mit eigenen Vorstellungen anreicherte und in seinem Handeln ausprägte. Die Zeit um 500 n. Chr. war mit apokalyptischen Vorstellungen aufgeladen, die das Ende der Welt (6000 Jahre nach der Welterschöpfung) antizipierten. Indem das Weltende jedoch ausblieb und eine Vielzahl von Katastrophen auftrat, stellte sich für die Zeitgenossen die Sinnfrage in verschärfter Weise. Aus medizinhistorischer Perspektive besonders anregend ist Meiers Darstellung der Pest und ihrer Auswirkungen. Es geht ihm weniger um die physischen und materiellen Folgen der Katastrophe; ausgehend von einer subtilen Analyse der vielschichtigen Quellen, zeigt er überzeugend die nachhaltigen Auswirkungen der Seuche auf das Lebensgefühl der Zeitgenossen. Im Zusammenwirken mit anderen Katastrophen macht Meier hier Elemente des Übergangs vom spätantik-«oströmischen» zum «byzantinischen» Staat des Mittelalters aus. Anders als die ältere Forschung, die derartige Prozesse erst im späten 6. und im 7. Jahrhundert vermutete, sieht Meier die christliche Überformung des bislang spätantiken Staates, ferner die Sakralisierung des Kaisers selbst, gefördert durch den Eindruck der erwähnten Katastrophen in der Zeit Justinians, genauer in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit. Meiers ungewöhnlich detaillierte, stets auf sämtlichen verfügbaren Quellen basierende Darstellung verliert niemals den roten Faden und fügt ein neues (Mosaik-)Bild der byzantinischen Geschichte des 6. Jahrhunderts und ihres Protagonisten zusammen. Die durchweg gediegene Darstellung überzeugt zudem durch den eindrucksvollen Umfang der herangezogenen und kritisch diskutierten Sekundärliteratur. Meiers «anderes Zeitalter Justinians», ein Glanzpunkt der neueren Historiographie, ist für jede(n) sich mit dieser Epoche beschäftigende(n) Medizinhistoriker(in) unverzichtbar.

Karl-Heinz Leven, Freiburg im Breisgau (D)

Müller, Christian: **Abschied vom Irrenhaus**. Aufsätze zur Psychiatriegeschichte. Mit einem Vorwort von Daniel Hell. Bern [etc.], Verlag Hans Huber, 2005. 185 S. Fr. 39.90; € 22.95. ISBN 3-456-84144-2.

Der Verfasser, Enkel und Sohn prominenter Psychiater, ehemaliger langjähriger Direktor der fortschrittlichen Psychiatrischen Universitätsklinik Cery, Lausanne, einer der führenden Schweizer Psychiater der älteren Generation und ausgewiesener Kenner der Psychiatriegeschichte, nimmt hier, ohne Trauer, «Abschied vom Irrenhaus», das ihm jahrzehntelang bestens bekannt war. Die meisten Kapitel seines Buches wurden bisher nicht publiziert, einige andere sind bereits früher, hauptsächlich im «Gesnerus», erschienen. Zu Beginn wird an das sehr strenge Regime gegenüber den Psychiatriepatienten im 19. Jahrhundert erinnert, bei denen man anfänglich, hauptsächlich in Deutschland und England, aber auch in der Schweiz, 30 Jahre lang zu «therapeutischen Zwecken» sowie zur Bestrafung eine minutenlange schnelle Rotation in «Drehmaschinen» angewendet hat. Dass die Folgen einer solchen Drehung – Schwindel, Erbrechen, extremes Unwohlgefühl – Symptome einer Stimulation der Ohrlabirynthe sind, wusste man damals und noch bis 1872/73 nicht. Ein bedeutend weniger brutales, aber für die Kranken ebenfalls unangenehmes Vorgehen bildete die «Bettbehandlung», die noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts benützt wurde und die darin bestand, dass ein körperlich gesunder Patient monatelang im Bett gehalten wurde. Bei erregten, unruhigen Kranken wurden in der Vergangenheit nicht nur eine Zwangsjacke, eine Einhüllung in den «Hornschen» Sack, eine Platzierung in einem Isolierzimmer, sondern auch eine (abscheuliche) «Authenriethsche Birne» angewandt, die aus einem birnenförmigen grossen Lederbeutel bestand, der einem schreienden Kranken in den Mund gestopft wurde. Kein Wunder, dass die Autoren der Psychiatrielehrbücher lange Zeit «nur ganz verschämt» diese Therapie erwähnten.

Zu den Kapiteln, die in direktem Zusammenhang mit dem im Titel erwähnten Thema stehen, gehören auch jene über ausländische Reisende und ihre (mehrheitlich positiven) Meinungen über die Psychiatrie in der Schweiz, über die Verdammung der Anstaltspsychiatrie durch Silas Weir Mitchell sowie der Aufsatz «Vom Irrenwärter zum Psychiatriepfleger», aus dem wir erfahren, dass es eigentlich nicht der «Vater der europäischen Psychiatrie», Philippe Pinel, sondern der bei ihm angestellte Psychiatriepfleger Baptiste Pussin war, der die Geisteskranken von den Fesseln befreite. Im Kapitel «Der Psychiater und die Schizophrenie» stellt der Verfasser die Frage, ob «die Wahl der Privatpraxis einen Weg von der Schizophrenie weg» und «die Wahl der Spitaltätigkeit einen Weg zur Schizophrenie hin» bedeutet. Erwähnenswert ist auch das Kapitel «Zur Geschichte der Verzweiflung in der Psychiatrie», das originelle, sehr interessante Gedanken des Verfassers, «eines alten Menschen und Psychiaters», enthält.

Mehrere andere Kapitel, wie zum Beispiel die drei über Hermann Rorschach und über seine Beziehung zu Eugen Bleuler, über Emil Aberhalden und die Psychoanalyse sowie über den Briefwechsel zwischen H. Ellenberger und O. Pfister, sind zwar medizinhistorisch bedeutungsvoll, mit dem Hauptthema aber nur locker verbunden. Die Errungenschaften der Psychiatrietherapie im 20. Jahrhundert, wie die – hauptsächlich 1936–1966 benützte – Insulin-, Cardiazol- und Elektroschockbehandlung sowie die Neuroleptika und andere Psychopharmaka, werden nur am Rande

erwähnt, obwohl ohne sie ein «Abschied vom Irrenhaus» kaum möglich gewesen wäre. Zu dem misslungenen Experiment mit der Leukotomie äussert sich der Verfasser nicht. Das Buch enthält ein ausführliches Literaturverzeichnis, hingegen kein Sachregister. Es ist für Psychiater, Psychologen und für alle an der Geschichte der Nervenheilkunde Interessierten sehr lesenswert.

Kazimierz Karbowski, Muri b. Bern

Pancaldi, Giuliano: **Volta**. Science and culture in the age of Enlightenment. Princeton, Oxford, Princeton University Press, cop. 2003. XV, 381 p. £ 24.95. ISBN 0-691-09685-6.

Alessandro Volta gehört ähnlich wie Galilei zu den Heroen der italienischen Naturwissenschaft, und entsprechend zahlreich sind die Untersuchungen, in denen sein Leben und seine Beiträge zur Erforschung der Elektrizität gründlich untersucht worden sind. Um so bemerkenswerter ist dieses Buch, das neben einer Fülle bisher unbekannter biographischer Details auch neues Licht auf seine wichtigsten Entdeckungen wirft.

Auf der Grundlage vieler zum ersten Mal ausgewerteter archivalischer Quellen beschreibt Pancaldi das Netzwerk von familiären, politischen und wissenschaftlichen Beziehungen, in das Volta eingebunden war, und wie es ihm gelang, durch systematisch aufgebaute Verbindungen zu einflussreichen Politikern und Gelehrten und die wirkungsvolle Präsentation seiner Entdeckungen zu europäischem Ruhm zu gelangen, obwohl sich sein Wirkungskreis fast ausschliesslich auf seine lombardische Heimat (Como und Pavia) beschränkte. Er arrangierte sich mit verschiedenen politischen Systemen, als die zunächst von Österreich beherrschte Lombardei ein Satellitenstaat Frankreichs wurde und nach dem Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft erneut an Österreich fiel. Dass er auch in seinem Privatleben zu Kompromissen bereit war, zeigt seine vier Jahre dauernde Liebesaffäre mit einer Opernsängerin, die von seiner Familie und seinen Vorgesetzten als nicht standesgemäss abgelehnt wurde. Erst als ein Gesuch an den Kaiser Leopold II., der Verbindung zuzustimmen, abgelehnt wurde, trennte sich Volta von seiner geliebten Marianna und heiratete 1794 die Tochter eines angesehenen Beamten aus Como.

Ausführlich werden Voltas Beiträge zur Erforschung der Elektrizität behandelt, denen er seinen Ruhm verdankt: der Elektrophor, der *condensatore* (eine Vorrichtung zum Nachweis sehr kleiner elektrischer Ladungen) und die nach ihrem Erfinder benannte Säule oder Batterie. Pancaldi stellt diese drei Entdeckungen in den Kontext der damaligen physikalischen Forschung und zeigt, wie eng Voltas Erfolge mit seinem Streben nach Anerkennung und der daraus resultierenden intensiven Beschäftigung mit den Arbeiten seiner Zeitgenossen zusammenhängen. Bei diesem von Pancaldi als *competitive imitation* bezeichneten Vorgehen ging Volta von vorgegebenen Fragestellungen und bekannten Versuchsanordnungen aus, bei denen er einzelne Parameter so lange veränderte, bis schliesslich verbesserte oder völlig unerwartete Ergebnisse eintraten.

Pancaldis grösste Leistung sind seine Untersuchungen zur Vorgeschichte der Voltaschen Säule. Weder aus Voltas berühmtem, in den *Philosophical Transactions* von 1800 veröffentlichtem Brief an den Präsidenten der Royal Society, in dem er seine

Entdeckung erstmals beschrieben hat, noch aus seinen erhaltenen Labornotizen geht hervor, wie er darauf gekommen ist, durch das Aufeinanderschieben von Scheiben aus Silber, Zink und feuchter Pappe ein *mouvement perpétuel* des elektrischen Fluidums, das heisst einen kontinuierlich fließenden elektrischen Strom, zu erzeugen. Pancaldi weist nach, dass Voltas Versuche, die zum Bau der Säule führten, durch einen 1797 erschienenen Artikel von William Nicholson angeregt wurden, in dem dieser ein Modell für das Organ präsentiert, das elektrische Fische wie den Zitterrochen befähigt, starke elektrische Schläge zu erteilen. Voltas Säule ist somit nichts anderes als eine Variante des Zitterrochenmodells Nicholsons, und dieser war nicht nur ein Pionier bei der Erforschung der chemischen Wirkungen des von Volta erzeugten elektrischen Stroms, sondern in gewissem Umfang auch ein Miterfinder der Säule.

Das Kapitel über die Reaktionen auf Voltas Erfindung in den verschiedenen europäischen Ländern verdeutlicht die Vielfalt der nationalen Mentalitäten und Forschungsstile zur Zeit der Spätaufklärung und der romantischen Naturphilosophie. In einem weiteren Kapitel beschreibt Pancaldi, wie Volta im Italien des 19. und 20. Jahrhunderts zum Nationalhelden hochstilisiert und für politische Zwecke instrumentalisiert wurde, zuletzt 1927 bei einem von 61 Physikern (darunter 12 Nobelpreisträgern) besuchten sieben Tage dauernden Kongress in Como aus Anlass von Voltas 100. Todestag, bei dem Mussolini gemeinsam mit Guglielmo Marconi als Ehrenpräsident des Organisationskomitees fungierte.

Wie im Untertitel angedeutet, versteht Pancaldi seine Untersuchung als Fallstudie zur Naturwissenschaft der Aufklärung, wobei er auch auf die oft unerwarteten Folgen naturwissenschaftlicher Entdeckungen für die Technik eingeht. Das Leben, das Werk und die Wirkung Alessandro Voltas machen deutlich, dass die bis heute nachwirkende Naturwissenschaft der Aufklärung kein monolithisches, nach strengen Regeln funktionierendes System war, das zielgerichtet neues Wissen und technischen Fortschritt produziert. Der Erfolg der modernen Wissenschaft beruht vielmehr auf ihrer schon um 1800 erkennbaren Vielseitigkeit, auf ihrer Offenheit für unterschiedliche und oft gegensätzliche Ansätze und Methoden und auf der Fähigkeit, unvorhergesehene, nur durch Zufall erzielte Ergebnisse aufzunehmen und weiterzuentwickeln. Insofern ist das Buch nicht nur für Historiker der Naturwissenschaften eine lehrreiche Lektüre, sondern auch für Politiker, die meinen, naturwissenschaftliche Forschung lasse sich mit Geld und geeigneten Vorschriften in eine gewünschte Richtung lenken.

Andreas Kleinert, Halle (Saale) (D)

Prüll, Cay-Rüdiger: **Medizin am Toten oder am Lebenden?** Pathologie in Berlin und in London, 1900–1945. Basel, Schwabe Verlag, 2003. 563 S. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 5). Fr. 98.-; € 68.50. ISBN 3-7965-1931-8.

Untersuchungen zur Geschichte der Pathologie orientierten sich bisher überwiegend an den wissenschaftlichen Entdeckungen grosser Männer, der Baugeschichte der Institute oder der damit verbundenen Institutionalisierung des Faches. Prüll fühlt sich demgegenüber mit seiner Arbeit einer kleineren, aber durchaus existenten Rich-

tung verpflichtet, die gerade in jüngster Zeit diesen Fragenkanon aufbricht. Wissenschafts- und sozialhistorische Aspekte erweitern den Blick auf das Fach ebenso wie die Berücksichtigung politischer Strömungen und Mentalitäten. Ausgehend von der Prämisse, dass die Praxis der Pathologie den jeweiligen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bedingungen entspricht, will Prüll «nicht nur die Frage nach dem Krankheitskonzept, sondern auch diejenige nach der Art der Umsetzung in Handlungszusammenhänge, nach dem Ort der Umsetzung und ferner nach den Akteuren» (S. 19) beantworten. Dazu bedient er sich des Begriffs der «Konzeptionen», der es ermöglicht, Krankheitskonzepte und kulturspezifische Deutungsmuster zu integrieren.

Um die Konturen der Konzeptionen im Fall der Pathologie herausarbeiten zu können, wendet Prüll die Methode des Vergleichs an. Als Vergleichsobjekte hat der Autor die Pathologien in London und Berlin ausgewählt. In beiden Städten wurde das Fach unter ähnlichen Voraussetzungen betrieben. Erst vor diesem Hintergrund ist es möglich, die unterschiedlichen Grundstrukturen und Facetten deutlich zutage treten zu lassen. Aus dem Blickwinkel der medizinischen Wissenschaft arbeitete man in beiden Städten auf der Basis der naturwissenschaftlichen Medizin, und aus einem gesellschaftspolitischen Blickwinkel handelte es sich in beiden Fällen um Metropolen. Trotzdem – so das Resultat der Studie – entwickelte sich das Fach in beiden Städten in gänzlich unterschiedliche Richtungen. Während die Pathologie in London wenig zentralistisch und hierarchisch strukturiert erscheint, sich neuen Fachrichtungen, zum Beispiel der Bakteriologie oder der Biochemie, öffnete und diese integrierte sowie sich an klinischen Bezügen und Bedürfnissen orientierte, blieb man in Berlin der anatomischen und morphologischen Pathologie mit den Sektionen am Toten verhaftet und hielt eine nicht nur räumliche Distanz zur Klinik. Prüll führt diese grundlegenden Unterschiede weit über den innermedizinischen Diskurs hinaus auf die differenten Entwicklungen der Metropolen und ihrer Gesundheitssysteme im behandelten Zeitraum zurück.

Er geht dabei in vier Schritten vor, die den vier Hauptkapiteln der Arbeit entsprechen. Der innere Zusammenhang des Aufbaus ergibt sich aus der «Erweiterung des Radius» (S. 63) von «innen» nach «ausen» bzw. von den mikroskopischen zu den makroskopischen Strukturen. Prüll beginnt mit der Organisation der Pathologie, der Entwicklung der Institute und ihrer Protagonisten. Es folgt die Darstellung der medizinischen Grundkonzeptionen der Pathologie und der Rolle der Pathologie innerhalb der Medizin. Spannend wird es im 4. Kapitel, in dem Prüll über den Radius der Medizin hinausgeht und die Rolle des Faches in der Gesellschaft und in der gesundheitspolitischen Konzeption der beiden Städte beleuchtet. Die zentralen autokratischen Strukturen des obrigkeitsstaatlichen Systems in Berlin spiegeln sich auch in den Strukturen der dortigen Pathologie, wohingegen die dezentralen offenen politischen Strukturen in London zu einer ebensolchen Struktur in der dortigen Pathologie führten.

Der methodische Ansatz und die Erweiterung der Perspektive auf den gesellschaftspolitischen Rahmen sind sicherlich die Stärken dieser Untersuchung. Allerdings hätte man – ohne die Kernthesen zu gefährden und um Redundanzen zu vermeiden – die Fülle der Beispiele straffen und den Blick konsequenter auf die Strukturen und weg von den Personen richten können. Dies schmälert jedoch nicht das Ergebnis, in dem Prüll zeigt, dass die Entscheidung, ob eine Pathologie am Toten oder Lebenden betrieben wird, nicht ausschliesslich von medizinisch-naturwissen-

schaftlichen Erkenntnissen abhängt, sondern auch das Ergebnis ihrer kulturellen und politischen Kontexte ist.

Karin Stukenbrock, Magdeburg (D)

Sailer, Margit: **Zukunft braucht Vergangenheit.** Die berufspolitische Entwicklung der österreichischen Krankenpflege von 1918–1938. Hrsg. von Gabriele Dorffner. Strasshof, Vier-Viertel-Verlag, cop. 2003. 337 S. (Visite. Schriftenreihe des Vereins für Sozialgeschichte der Medizin, 2). € 27.–. ISBN 3-902141-05-0.

Die Autorin Margit Sailer untersucht die berufspolitische Entwicklung der Pflege in der Zwischenkriegszeit in Österreich. Sie spannt einen weiten Bogen von den ersten Notstandsvorkehrungen für die heimkehrenden Kriegspflegerinnen nach dem Ersten Weltkrieg über die Auswirkungen der Gesetzgebungen und den Einfluss der Interessenvertretungen in den 1920er Jahren bis hin zu den ständestaatlichen Verordnungen, die in den 1930er Jahren zu grundlegenden Verschlechterungen der beruflichen Rahmenbedingungen führten. Diese Strömungen werden lokalzentriert auf den Wiener Raum dargestellt und anhand der Entwicklung in den Wiener Fonds- und Gemeindespitälern nachgezeichnet.

Obwohl mit der Ministerialverordnung vom 25. Juni 1914 erstmals die Ausbildung in der österreichischen Krankenpflege gesetzlich geregelt wurde, mussten weitere Verbesserungen der Arbeitsbedingungen von Pflegeorganisationen und Gewerkschaften erkämpft werden, die dann 1933 mit der Zerschlagung der Demokratie und der organisierten Arbeiter/innenbewegung zurückgenommen wurden. Margit Sailer beschreibt die Entstehung der verschiedenen Ausbildungsstätten und Spitäler, stellt die unterschiedlichen Interessenvertretungen vor, wie die freien und katholischen Gewerkschaften, die sozialdemokratischen Verbände und christlichen Vereine, sowie die verschiedenen Mutterhäuser der geistlichen Schwestern.

Der Hauptteil ihrer Geschichtsdissertation umfasst die zahlreichen Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen, die zu allen Aspekten der Arbeits-, Ausbildungs- und Lebensbedingungen der Krankenschwestern und Krankenpfleger erlassen wurden. Es ist eine Kompilation von Fakten und Zahlen, die jedoch wenig erläutert und interpretiert werden. Auf Hintergründe und Zusammenhänge wird nicht eingegangen, Fragen nach Akteuren und Exponentinnen werden nicht gestellt. Wenn ein Entscheid beispielsweise «nach langwierigen Verhandlungen» (S. 148) zustande gekommen ist, erfährt die Leserin nichts über die strittigen Punkte. Nur das Resultat wird mitgeteilt, das jedoch nicht verortet werden kann. Die Flut der Details, die für sich genommen interessant sind, wird kaum kontextualisiert oder verknüpft, weiterführende Fragen bleiben offen. Ohne Einordnung geht die Brisanz der angeschnittenen Themen unter.

Die Autorin hat den Anspruch, ihre Untersuchung als Teil der Frauen- und Geschlechtergeschichte zu positionieren, doch die Kategorie «Gender» führt sie nicht ein und verwendet maskuline und feminine Formen unpräzise. Folgendes Zitat soll meine Kritik beleuchten:

«Die Prüfungskommission im Allgemeinen Krankenhaus beschloss im September 1929, dass nun auch Pflegeschüler aus dem Gegenstand «Pflege bei Säuglingen und

bei Säuglings- und Kinderkrankheiten» die vorgeschriebene «Hausprüfung» und Diplomprüfung machen mussten. Im Fach «Wochenbettpflege» jedoch mussten sie sich nur der Hausprüfung unterziehen.» (S. 97)

Da Sailer andernorts von Schülerinnen spricht, muss ich im zitierten Abschnitt davon ausgehen, dass sie hier tatsächlich männliche Schüler meint. Wenn dem so ist, dann verdient doch die Tatsache, dass angehende männliche Pfleger 1929 in der Wochenbett- und Säuglingspflege arbeiten, eine Interpretation. In der Schweiz beispielsweise erkämpften sich Männer erst etwa in den 1980er Jahren Zutritt zur Kinderkrankenpflege. Und ob Österreich diesbezüglich emanzipierter war, wage ich doch zu bezweifeln.

Weshalb die Autorin die Entwicklung der Krankenpflege von den «frühen Menschheitskulturen» bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, also einen Zeitraum von etwa 3000 Jahren, auf zwölf Seiten abhandeln muss, wobei sie sich auf altbekannte Literatur abstützt, um dann ihr Thema der berufspolitischen Entwicklung in der Zwischenkriegszeit, einen Zeitraum von zwanzig Jahren, auf über dreihundert Seiten äusserst genau zu beleuchten, ist mir nicht einsichtig. Statt dieses oberflächlichen Einleitungskapitels wäre ein Kapitel über ihr Forschungsinteresse, ihre Forschungsfragen und gewählten Geschichtsmethoden sowie eine Diskussion der österreichischen und allenfalls der internationalen Forschungsliteratur spannender gewesen.

Sabine Braunschweig, Basel

Triumphwagen des Antimons. Basilius Valentinus, Kerckring, Kirchweger. Text, Kommentare, Studien. Hans Gerhard Lenz (Hrsg.). Elberfeld, Buchverlag Oliver Humberg, 2004. X, 379 S. Ill. € 48.–. ISBN 3-9802788-7-5.

Der 1604 erschienene *Triumphwagen Antimonii* des mit aller Wahrscheinlichkeit pseudonymen Autors Basilius Valentinus erlebte eine rege Aufnahme und Rezeption. Darin wurden chemische und alchemische Prozesse rund um das aus Antimontrisulfid bestehende Mineral Antimonit (Grauspiessglanzerz) in einem grösseren Zusammenhang dargestellt. Gerade unter Paracelsisten erfreute sich das alchemisch zubereitete «Antimonium» als Allheilmittel einer wachsenden Beliebtheit und hatte schon zu mannigfachen Kontroversen Anlass gegeben. Als Herausgeber des *Triumphwagens* waren der Medizinprofessor Joachim Tancke (1557–1609) und der Alchemist Johann Thölde (ca. 1563–ca. 1613) aufgetreten, wobei beim letzteren die Autorschaft vermutet wird. Der *Triumphwagen* hebt sich von der älteren alchemischen Literatur dadurch ab, dass die meisten darin geschilderten Prozesse praktisch umsetzbar sind und dadurch auf grosses Interesse stiessen. Der Amsterdamer Arzt Theodor Kerckring (1638–1693) besorgte 1671 eine lateinische Übersetzung des *Triumphwagens*. Er versah sie mit zahlreichen Anmerkungen, die dunkle Stellen des Originals bereinigten. Einen weiteren, erst 1790 gedruckten Kommentar lieferte der Arzt Anton Josef Kirchweger (1672–1742), der bereits als Verfasser des berühmten, von Goethe geschätzten alchemisch-naturphilosophischen Werks *Aurea Catena Homeri* aufgetreten war. Der gesamte Urtext des *Triumphwagens Antimonii* zusammen mit den beiden erwähnten Kommentaren findet hier eine Neuedition. Die ansonsten

wortgetreue Wiedergabe der Texte wurde der modernen Orthographie sanft angeglichen. Auf weitere Wort- und Sacherläuterungen wurde verzichtet.

Besonderes Interesse erweckt die diesmal buchstaben- und zeichengetreu gehaltene Edition von *Johann Thölde Proceß Buch* nach einer Handschrift der Murhardschen und Landesbibliothek Kassel aus dem Jahr 1594. Thölde hatte darin für seinen damaligen Brotherrn, den Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, zahlreiche alchemomedizinische Rezepte zusammengestellt, die viele Prozesse aus dem *Triumphwagen* vorwegnehmen. Hans Gerhard Lenz hatte das *Proceß Buch* 1981 für seine Dissertation ediert. Für diese Ausgabe verglich er die Transkription nochmals mit der Handschrift und zeichnete die Apparatedarstellungen nach. Aus der gleichen Dissertation stammt eine Biographie des Johann Thölde. Zum Schluss bringt Oliver Humberg neue Erkenntnisse zur Lebensgeschichte Thöldes, die durch die nach der Wende erfolgte Öffnung der thüringischen Archive möglich wurden.

Der vorliegende Band darf sowohl von seiner Anlage wie auch von der ansprechenden, fast bibliophil zu nennenden Aufmachung her als gelungen gelten. Erstmals finden sich Texte der spagyrischen Praxis im Umfeld des *Triumphwagens* in einem Band vereint und bieten dem Leser die Möglichkeit, sich in die Vorstellungswelt des <Antimoniums> zu vertiefen.

Urs Leo Gantenbein, Zürich